

Zum Heiligen

Vater-Unser.

JOH. LUTKENS.

Erich Stumberg

Weihnacht 1892.

Vc 455.



Zum
Heiligen Vater-Unser.

I.

5619

Einleitende Betrachtung zur Erklärung desselben
von

Joh. Rüttens,

Doctor der Theologie, Oberpastor am St. Peter zu Riga.

Leh:

VC/55

Riga.

L. Hoerschelmann, Verlag
1893.

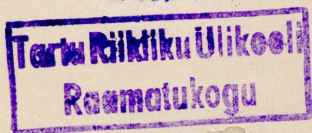


III 9.6



~~B III B cm 4~~

Дозволено цензурою. Рига, 12 Ноября 1892 года.



21221

i 21014399x

Druck von W. F. Häcker in Riga.

Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.

Gott ist Geist und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.
Joh. 4, 23 und 24.

Bevor wir in die Betrachtung des Vater=Unsers im Einzelnen eintreten, erscheint es angemessen zu fragen: in welchem Sinne hat der Herr es überhaupt seine Jünger gelehrt?

Der Bericht des Lucas lautet: Und es begab sich, daß er war an einem Ort und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach seiner Jünger einer zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrete. Er aber sprach zu ihnen: wenn ihr betet, so sprecht: Unser Vater im Himmel u. s. w. (Luc. 11, 1 und 2). Dieses „so sprecht“ kann verschieden verstanden werden. Zweifellos ist es indessen ursprünglich nicht im

Sinne der wörtlichen Wiederholung des Borgeprochenen verstanden worden. Nirgendwo im Neuen Testamente wird uns von einer solchen Wiederholung berichtet. Man hat freilich gemeint und es mag ja auch wirklich so sein, daß in dem Worte Pauli: ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater (Röm. 8, 15), eine anspielende Rückbeziehung auf das Gebet des Herrn vorliegt. Wirklich beweisen aber läßt sich diese Annahme nicht, während als Thatsache gelten darf, daß das Vater-Unser erst seit dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung als Gemeindegebet in Uebung und Gebrauch ist. Indessen haben sich innerhalb der späteren römisch-katholischen Kirche die Dinge so entwickelt, daß man der Gebetsformel eine wesentliche Bedeutung beilegte, d. h. das Sprechen der Worte als solches für werthvoll vor Gott betrachtete. Es hängt das mit jener dem römischen Christenthume auf allen Gebieten eigenen Veräußerlichung zusammen, derzufolge dem Thun von Gottgewolltem oder als gottgewollt Vorgestelltem, abgesehen von der Gesinnung dabei, Gott-

gefälligkeit zuerkannt wird. Almosen, Fasten, Kasteiung, als solche, — ebenso das Gebet des Herrn, auch wenn es nur äußerlich hergesagt worden ist, haben Werth bei Gott, begründen Verdienst für den Menschen. Bei dieser Stellung zur Sache mußte selbstverständlich von der wörtlichen Wiederholung des Vater=Unser's je länger, desto entschiedener die Meinung Geltung gewinnen: je öfter, desto besser! Zugleich aber mußte sich im Zusammenhange mit dem Streben nach möglichst gehäuften Verdiensten das Interesse entwickeln, im Gedächtniß zu behalten, wie oft, wie viel Mal das Vater=Unser gebetet worden sei. Von einem Mönche Paulus in der Wüste Pheme berichten Kirchenhistoriker aus dem 5. Jahrhundert, er habe das Vater=Unser dreihundert Mal hinter einander gebetet, und um nicht in der Zahl zu irren, 300 Steinchen in seinen Schooß vorher abgezählt und nach jedem Gebete eins hinausgeworfen. Im 9. Jahrhundert aber kommt unter dem Namen „Beltis“ bereits ein Instrument, „ein Gürtel oder eine Schnur zum Abzählen der Gebete,“ in englischen Synodalakten zur Erwähnung. Dieses Instrument ist mithin der Vorgänger eines anderen Gebete=Zählers

geworden, der im späteren Mittelalter entstanden ist und unter dem Namen „Rosenkranz“ noch heute in verschiedenen Formen gebraucht wird. Die gewöhnlichste dieser Formen bietet fünf Mal zehn kleinere Perlen, die durch fünf größere von einander getrennt sind. Die kleineren heißen Marien-Perlen, weil bei ihnen das Ave Maria, die größeren Paternoster-Perlen, weil bei diesen das Vater=Unser zu beten vorgeschrieben ist (Steitz).

Daß Luther mit dieser Art Gebetsübung nicht einverstanden war, braucht kaum ausgesprochen zu werden. Daß aber hat seiner hohen Verehrung nicht bloß des Inhalts, sondern auch des Wortlauts, den das Vater=Unser bietet, nicht im Mindesten Abbruch gethan. Mit stärkstem Nachdruck fordert er von allen Christen ausnahmslos die wörtliche Kenntniß dieses vom Herrn selbst den Seinen geschenkten Gebetes. In der Vorrede zum kleinen Katechismus schärft er den Predigern vor allen Dingen ein, daß die zehn Gebote, Vater=Unser, Glauben in einer und derselben Form dem jungen Volk zu lehren seien. Da sollen wir nicht eine Syllaben verrücken oder ein Jahr anders, denn das ander fürhalten oder fürsprechen. Wenn du bei den Gelehrten und

Verständigen predigest, da magst du deine Kunst beweisen, und diese Stücke so bunt, kraus machen, und so meisterlich drehen, als du kannst. Aber bei dem jungen Volk bleibe auf einer gewissen ewigen Form und Weise u. s. w. Welche es aber nicht lernen wollen: daß man denselbigen sage, wie sie Christum verleugnen und keine Christen sind. Dazu sollen ihnen die Eltern und Hausherren Essen und Trinken versagen u. s. w. — — Wie aber Luther selbst, so hat auch die wider seinen Willen nach seinem Namen genannte Kirche die wörtliche Wiederholung des Vater-Unsers weder verworfen noch gemieden, sondern als hochbedeutsam und wichtig für das Christenleben in Haus und Gemeinde allezeit anerkannt. Bei Taufe und Abendmahl, nach der Predigt, bei Trauung und Beerdigung wird es gebraucht, wenigstens bei uns gebraucht. Und es bewährt eben darin seine wunderbare, göttliche Kraft, daß man seiner nicht überdrüssig werden kann, so unzählige Mal man es in einem langen Leben auch gebetet haben mag. Im Vater-Unser faßt sich eben Alles, was eine betende Christenseele innerlich erfüllt, zusammen und findet in ihm mit auch deshalb einen besonders weihervollen

und erhebenden Ausdruck, weil es das Einheitsband der sonst so kläglich zerklüfteten und gespaltenen Christenheit ist. Wenigstens im Vater-Unser soll sie sich nach Anweisung ihres Herrn geeinigt fühlen und als eine Christenheit die gleichen himmlischen Heilsgüter erbitten und die auf Erden überall gleichen Uebel wegbitten.

So bedeutsam indessen der Wortlaut des Vater-Unser's auch ist, so haben wir doch mit unbestreitbarem Recht daran fest zu halten, daß es uns „nicht als stehende Formel“, sondern als „Mustergebet“ (Meyer, Bezschwiz, Buchrucker u. A.) vom Herrn gegeben sei. Oder, wie man auch gesagt hat: es ist die Norm, der Normaltext aller Gebete der Christen, der wohl erweitert und umschrieben werden darf mit anderen Worten, aber nicht umgeschrieben zu anderen Bitten, und insonderheit zu solchen nicht, die statt aus der Liebe Gottes aus der Selbstliebe oder Selbstsucht hervorgehen, und darum auch nicht im Namen Jesu geschehen können. Wie die zehn Gebote zum ganzen Gesetz, so verhalten sich die sieben Bitten zu allem Gebet (Sartorius). Dabei aber ist zu betonen: seinen Jüngern zunächst und weiter der Christenheit aller Zeiten

hat der Herr dieses „Mustergebet“ gegeben; für seine eigene Person hat es der Herr nicht gebetet. „Wenn ihr betet, so sprecht,“ hat Jesus gesagt. Das ist von Wichtigkeit besonders in Betreff der fünften Bitte. Uns lehrt der Herr unserer Sünde und Verschuldung eingedenk bleiben; Er hat von keiner Sünde gewußt, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden (2 Korinth. 5, 21; 1 Petr. 2, 22). Sein eigenes Gebetsleben ist höherer Art und anderen Charakters, als das unsere. Er durfte von sich bezeugen: alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn (Matth. 11, 27). Dagegen klingt in unserem Gebet je und je etwas wieder von jenem Abrahamitischen: ich habe mich unterwunden mit dem Herrn zu reden (1 Mos. 18, 31). Selbst von den Zwölfen ist darum der Vater Jesus vielfach nicht verstanden worden. Als er in Gethsemane den heißesten Gebetskampf seines Lebens kämpfte, sind jene vor Müdigkeit eingeschlafen und haben ihm den wehmüthigen Klageseufzer entlockt: könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? (Matth. 26, 40). — Ist's aber schon den unmittelbaren Jüngern Jesu so ergangen, so ist uns das Ver-

ständniß des Gebetslebens Christi um so mehr erschwert, als die Evangelien zwar häufig genug dessen erwähnen, daß er gebetet habe, aber nur ausnahmsweise mittheilen, was er betend mit seinem Vater verhandelt hat. Das einzige längere Gebet Christi, das uns von Johannes aufbewahrt ist, das sogenannte hohepriesterliche Gebet (Joh. 17), hat von jeher das Verständniß auch gereifester Christen überragt. Wenn wir sehen und bewegen könnten, wer der Mann ist, so da bittet, und auch der gebeten wird, sagt Luther. Ein neuester Ausleger aber bemerkt: es ist weder in der Schrift, noch in den Literaturen der Völker etwas vorhanden, was an Einfachheit und Tiefe, Großheit und Innigkeit mit diesem Gebete sich vergleichen ließe. Erfunden konnte es nicht werden, sondern nur aus einem solchen Bewußtsein herausgesprochen, das sich darin ausdrückt (Luthardt). Daß aber wir in unserem gegenwärtigen Erdenstande dieses Bewußtsein jemals völlig sollten ergründen und verstehen können — daran wird kein vernünftiger Christenmensch denken. Hat doch selbst der fromme Spener es nicht gewagt, über dieses Gebet Christi zu predigen. Darum bleibt uns das Gebetsleben des Herrn in seiner Tiefe

ein höchstens Ahnungen erweckendes Geheimniß, in welches am wenigsten durch Betrachtung des lediglich uns geltenden Vater=Unser's ein Einblick gewonnen werden kann.

Wir gingen aus von der Erwägung, in welchem Sinne der Herr seine Jünger das Vater=Unser gelehrt hat. Ist richtig, was wir darüber gesagt, haben wir's in diesem Gebete in der That mit einem „Mustergebete“ zu thun, bietet es uns wirklich die Norm für all' unser Beten, und haben wir zugleich als evangelische Christen das Recht, Luthers herrliche Erklärungen zum dritten Hauptstück ohne Weiteres in unsere Betrachtungen hinein-zuziehen, so werden sich auf dieser Grundlage auch sonstige, das Gebet betreffende Fragen nicht allzu-schwer beantworten lassen.

Als die wichtigsten dieser Fragen seien nunmehr genannt: die nach dem Wesen und der Art und die nach dem Gegenstande und dem Grunde des Gebets, so daß wir zwei Fragenpaare näher in's Auge zu fassen und zu beantworten haben. Das erste Paar lautet: was heißt überhaupt beten und wie sollen wir beten? Das

andere: um was sollen wir beten und warum sollen wir's thun?

Befremdet es vielleicht Jemand, daß hier gefragt wird, was beten heiße? Meint man vielleicht, das wise doch Jeder; das sei selbstverständlich! Der Herr habe gesagt: „Wenn ihr betet, so sprecht,“ — beten also heiße: mit oder zu Gott sprechen. Mag diese Antwort im Allgemeinen auch richtig sein, so ist's doch mit der Selbstverständlichkeit dessen, was beten heißt, ein eigenthümlich Ding. Jedenfalls haben die bedeutendsten Denker verschiedenster Richtungen seit Plato und Aristoteles darauf aufmerksam gemacht, daß das rechte Verständniß der Dinge mit dem Erstaunen über sie beginne, und daß darum Alles, was sich von selbst versteht, als Problem, als Gegenstand erneuter Untersuchung, aufzufassen sei, um es sich zu deutlichem Bewußtsein zu bringen und in seinem wahren Wesen zu erkennen. Darum ist denn auch die Frage, was beten heiße, nicht ohne Weiteres als überflüssig abzuweisen. Vielmehr werden Christenmenschen, je ernster sie es mit ihrem Glaubens- und Gebetsleben nehmen, auch dieser Frage ein um so gewissenhafteres Nachdenken zu widmen sich nicht weigern. Ein wunder-

liches Erlebniß mag diesen Anspruch näher beleuchten. Es war auf einer Pastoralconferenz in Deutschland; — wann? und wo? ist gleichgiltig und darf unerwähnt bleiben. Man verhandelte über die Aufstellungen eines Gottesgelehrten, dessen hohe wissenschaftliche Bedeutung und hervorragende geistige Begabung allgemein anerkannt waren. Da nun aber dieser Mann nicht umhin gekonnt hatte, weit verbreiteten, Herrschaft beanspruchenden Anschauungen über göttliche Dinge Widerspruch entgegenzusetzen, so sah man seine Lehre als hochgefährlich an und übte an ihr eine Kritik, deren Werth oder Unwerth hier ebenfalls gleichgiltig ist. Nur das war doch in hohem Grade überraschend, daß unter den Widersachern der zur Besprechung gebrachten Lehren sich endlich Einer etwa also vernehmen ließ: Wenn ein Vertreter dieser Lehren mich besuchte und ich käme in der wissenschaftlichen Erörterung der Differenzpunkte ihm gegenüber zu kurz, so würde ich ihn auffordern, unser Gespräch abzubrechen und mit mir gemeinsam Gott anzurufen. Da würde er dann doch sicherlich bald zu der Einsicht gelangen, daß man von der Grundlage meiner Ueberzeugungen aus besser zu beten vermöge, als von

seinen Auffassungen aus, und — mußte sich doch als von mir überwunden bekennen. Es war ein freundlicher, älterer Herr, der sich also äußerte; aufrichtige Frömmigkeit prägte sich in seinen Gesichtszügen aus, leuchtete aus seinen Blicken. Und doch — welche mindestens befremdlich zu nennende Verkehrtheit des Urtheils über das Wesen und — die Verwendbarkeit des Gebets! Also eine Art Wettbeten zum Erweise der Wahrheit und des Rechts einer so oder anders gestalteten wissenschaftlichen Auffassung und Beantwortung christlicher Glaubensfragen! In der That, ein Mann, der einen solchen Vorschlag zu machen im Stande war, hätte der erneuerten Prüfung der Frage, was beten heiße, trotz seines Alters und Amtes nicht aus dem Wege zu gehen gebraucht. Mit dem bloßen zu oder mit Gott Sprechen ist's doch wahrlich beim Beten nicht gethan! Darin mag man ja wohl, vollends als Pastor, eine gewisse Uebung und Gewandtheit sich anzueignen vermögen; aber wehe, wenn jemals vergessen wird, daß fromme Phrasologie und wirkliches Gebet himmelweit von einander geschieden sind. Das Wort des Herrn: wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden, behält darum

bis an's Ende der Tage auch für Christen seine ernste Bedeutung.

Ebenfowenig aber, wie mit dem bloßen „zu Gott Sprechen“, ist mit dem „vor Gott Bitten Aussprechen“ das Wesen des Gebets zutreffend beschrieben. Gewiß gehört das Aussprechen von Bitten mit zu den Aeußerungen eines gesunden Lebens im Gebet. Arme, schwache, täglich tausendfachen Gefahren Leibes und der Seele ausgesetzte Menschen, die wir sind, von eigener Schuld gedrückt, von Anderer Sünden beschwert und umfangen, — wie sollten wir nicht, so lange wir athmen, Gott den Herrn für uns und Andere bittend anzurufen haben? wie sollten wir nicht, Alles zusammenfassend, weiß wir bedürftig sind, täglich mindestens um Gnade und Erbarmung flehen? Aber es will doch auch nicht vergessen sein, daß wie Abscheulichstes angeblich zur Ehre Gottes gethan worden ist, man auch Schändlichstes in der Meinung, es sei berechtigt, von Gott erbeten hat. Wenn spanische Räuber, vor ihren Heiligen knieend, inbrünstig um das Gelingen eines Raubunternehmens flehen, oder wenn fromme Herrnhuter sich zusammenthun, einen Vornehmsten ihrer Widersacher „todt zu beten“ — so ist das

Aussprechen solcher Bitten vor Gott doch nur Lästerung seines heiligen Namens. Man sieht daraus, daß Wesen rechten Gebets wird nur im Zusammenhange mit dem rechten Gegenstande desselben erkennbar. Dasselbe aber gilt gleicherweise in Betreff der rechten Art und Beschaffenheit des Gebets. Auch der Pharisäer ging hinauf in den Tempel zu beten. Aber weder ein Gebet war sein Reden zu Gott, noch auch ein Danken, obwohl er sprach: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. In seinem Herzen rechnete er doch sich selbst zum Verdienst, wofür seine Lippen Gott dankten. Darum findet die Frage: was heißt beten? gewiß ihre volle und erschöpfende Beantwortung erst im Zusammenhange mit der Erörterung der anderen Fragen: wie und um was wir beten sollen. Eines aber werden wir doch schon hier als zum Wesen des Gebets vor Allem gehörig nennen dürfen, den Glauben: den vom Geiste Gottes selbst in den Herzen der Beter geweckten, zum gottgefälligen Reden mit Gott in Dank und Bitte überhaupt erst befähigenden und dazu treibenden Glauben.

„Pflicht, du heiliger Name,“ hat einst der als Moses seines Zeitalters gepriesene Weltweise Kant

begeistert ausgerufen. „Glaube, du heiliger Name,“ — dürfen Christen mit unvergleichlich viel größerem Rechte sagen. Ist dieser Name denn nicht schon heilig in den Tagen des Erzvaters Abraham? Und nun gar vollends in neustamentlicher Zeit: ein hoher Ehrentitel wird Jesu beigelegt, indem er der Anfänger und Vollender des Glaubens genannt wird (Hebr. 12, 2); Christus selbst hat überall Glauben gefordert, den Glauben als die Heil und Rettung bedingende Geistesmacht bezeichnet; Paulus hat auf den Glauben der sündigen Menschen Erlösung, ihre Rechtfertigung vor Gott, ihren Frieden mit Gott zurückgeführt (Röm. 5, 1). Des Hebräerbriefes hohes Lied auf den Glauben durchflingt die Jahrhunderte und benennt als sein Wesen die gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und die Ueberführung von Dingen, die man nicht siehet (Hebr. 11). Glaube hat in der Reformation die Kirche Gottes auf Erden mit neuen Lebenskräften erfüllt und sie zu einer höheren Stufe ihrer Entwicklung geführt. Luther, wie allewege und sonderlich ein Prediger des Glaubens, hat auch in seiner Erklärung des Vater-Unsers den Glauben wiederholt als zum Geschehen des Erbetenen erforderlich hingestellt. Wir werden darum

in unseren Betrachtungen noch oftmals vom Glauben zu handeln haben. Hier sei als Hauptpunkt nur dies betont, daß, was mit Recht beten heißt, allein aus dem Glauben verstanden, nur in Kraft des Glaubens geübt werden kann.

Wohl darf man es da mit Beschämung empfinden, daß diese Behauptung selbst bei Christen lutherischen Bekenntnisses auch heute noch gegen Mißverständnisse durchaus nicht gefeit dasteht. Macht man doch immer und immer wieder aus dem Glauben ein verstandesmäßiges Anerkennen von Wahrheiten, ein bloßes Fürwahrhalten von Thatsachen, sei's auch der Offenbarung, oder von Lehren der Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses. Immer und immer wieder vergißt man, daß der Glaube nicht eine größere oder geringere Summe von lernbaren Glaubensartikeln zum Gegenstande hat, sondern nur Eins, nur Eins, das Noth ist und kein Artikel ist: die erbarmende, rettende, vergebende und darum Alles gebende Liebe unseres Gottes und Vaters im Himmel (Röm. 8, 32). Der Glaube an diese Liebe aber ist immer zugleich ein und dasselbe, was der Glaube an den zu Betlehem geborenen, um unserer Sünde willen

dahingegebenen und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckten Jesus Christus ist (Röm. 4, 25). Denn in ihm, ausschließlich in ihm ist jene Liebe — weil unverdient, Gnade — persönlich aus der Verborgenheit des ewigen Erlösungsrathschlusses hervorgetreten und innerhalb des irdischen Weltlebens sichtbar und hörbar zur Erscheinung gekommen, d. h. erschienen allen Menschen (Titus 2, 11). Diese Gnade erzieht uns Erdgeborene (Joh 3, 31), zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt (Titus 2, 12). Ohne den geschichtlichen und zugleich übergeschichtlichen Christus wüßten wir überhaupt ganz und gar nichts von der Liebe Gottes zur Welt (Joh. 3, 16), in welcher er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden. Dagegen in Ihm und im Glauben an Ihn umfassen sich Himmel und Erde, vereinigen sich Gott und die Menschheit, der Schöpfer und Erlöser der Welt (Joh. 1, 3; Hebr. 1, 2) und die Erwählten, die an göttlicher Natur Antheil zu haben bestimmt sind (2 Petr. 1, 4). Zunächst in Christi Person als Saatkorn (Joh. 12, 24) oder als Senfkorn

(Matth. 13, 36) ist das Reich Gottes auf Erden vorhanden. Aus seiner Person heraus hat es sich zu seinem gegenwärtigen Bestande entfaltet. Christen sind Reben an Christo, dem Weinstock, und stehen mit ihm durch den Glauben und durch ihn mit Gott — seinem und unserem Vater (Joh. 20, 17) — in bleibender Gemeinschaft des Lebens. Der nächste, unmittelbarste und lebendigste Ausdruck dieser Gemeinschaft aber, zugleich so zu sagen ihre naturnothwendige Bethätigung auf Seiten der Menschen, ist — das Gebet.

Wie aber das Leben gläubiger Christen überhaupt geborgen (Joh. 10, 29), aber auch verborgen ist mit Christo in Gott (Col. 3, 3), so steht auch ihr Gebetsleben vor ihnen selbst vielfach in Verborgenheit und wallt und webt, wie auch ihr sonstiges gesamntes geistiges Innenleben, vielfach in räthselvollem Dunkel. All' unser Bestimmen dessen, was rechtes Gebet sei, wird darum ebenso Stückwerk bleiben, wie auch sonst unser Wissen und Weissagen Stückwerk ist (1 Corinth. 13, 9). Die Zuversicht aber mag unser Trost sein, daß der heilige Geist unserer Schwachheit zu Hilfe kommt und, wenn wir nicht wissen, was wir für uns oder Andere erbitten oder wie wir beten sollen, für uns

eintritt mit unaussprechlichem Seufzen (Röm. 8, 25). Einst aber, wenn die Schwachheit von uns genommen, wenn das Vollkommene vorhanden sein wird, dann wird auch unser Gebetsstückwerk in Erkenntniß und Uebung des Gebets aufhören und wir werden die Befähigung empfangen und bethätigen, in ewigem Lobpreis und Dank Gott in Vollkommenheit anzubeten im Geist und in der Wahrheit.

Anbeten, Lobpreisen, Danken ist aber auch schon während unserer Pilgerschaft auf Erden die Grundbethätigung des Glaubens in einem gesunden christlichen Gebetsleben. Selbstverständlich — wir haben's ja schon vorhin ausdrücklich anerkannt — ist das Bitten nicht ausgeschlossen, sondern gehört nothwendig mit dazu. Aber der Satz bleibt im Recht: in dem allgemeinen Begriffe des Gebets sind die Bitte und der Dank nicht gleichgestellte Arten. Vielmehr ist das Gebet als Ganzes und unter allen Umständen auf Dank, Lob, Preis, Anerkennung, Anbetung Gottes gestellt (Ritschl). Es steht das auch in voller Uebereinstimmung mit der Anweisung des Apostels: Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit! Lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und

Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen. Da ist vom Bitten gar nicht die Rede. Wohl aber fährt Paulus fort: und Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut Alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn (Coloss. 3, 16. 17). Ebenso verbindet er unmittelbar: betet ohne Unterlaß, seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch (1 Tess. 5, 17 und 18) — welche nachdrucksvolle Begründung sich wiederum wesentlich auf die Mahnung zur Dankbarkeit und zum Danken bezieht. Danken und Bitten sind mithin gegeneinander abgestuft. Das wird auf Grund älterer Liturgieen auch von unserer Gottesdienstordnung anerkannt, wenn sie zunächst Anbetung und Dank und darauf erst Bitte um Alles, was uns an Leib und Seele Noth thut, als den Zweck der gottesdienstlichen Versammlung allsonntäglich nennen läßt. Es darf darum auffällig erscheinen, daß trotz alledem sich neuerdings hier und da die Geneigtheit offenbart, mit Nachdruck zu betonen, das Gebet sei zunächst Bittgebet. Mag der Ursprung dieses Urtheils dem des kirchlich-theologischen

Parteitreibens der Gegenwart Kundigen auch nahe genug liegen, so ist hier doch der Ort nicht, davon weiter zu reden. Jedenfalls bleibt jene Behauptung irrig, so lange nicht der Nachweis geliefert ist, daß die wesentlichste Bethätigung alles religiös-christlichen Glaubenslebens etwas Anderes sei, als anbetende Gottesverehrung (Joh. 4, 23. 24). Auf das Vater-Unser wenigstens wolle man sich jedenfalls zum Beweise für jenes Urtheil nicht berufen. Denn einmal sind alle einzelnen Bitten dieses Gebets deutlich der Anrufung Gottes als des Vaters untergeordnet und von dem (lobpreisenden) Bekenntniß seines Namens umfaßt. Ebenso aber schließt jede Bitte die (dankende) Anerkennung davon in sich, daß die Güter, auf welche sie sich in verschiedenem Maße beziehen, von Gott aus der betenden Gemeinde gewährleistet sind (Ritschl). Abgesehen davon aber sind die drei ersten, unzweifelhaft bedeutsamsten Bitten des Vater-Unsers doch nur in weiterem Sinne Bitten, insofern es sich in denselben in erster Stelle darum handelt, „daß Gott die Ehre werde,“ nicht aber darum, daß ein Bedürfniß der Menschen Befriedigung finde, worauf man es bei gewöhnlichen Bitten doch absieht. Zu der vierten Bitte

aber, welche das Gesamtgebiet des irdischen Bedarfes des Menschen umfaßt, bemerkt schon Luther mit Recht, daß sich's in ihr wesentlich darum handelt, uns anzuleiten, Gottes unerbeten uns zufließende, zahllose irdische Gaben und Güter als von ihm kommend zu erkennen und dankbar zu empfangen! Zum Loben und Danken leitet mithin das Vater-Unser trotz seiner sieben „Bitten“ gleichfalls, und zwar vor Allem an, wie denn auch mit Recht bemerkt worden ist, daß Loben und Danken zur Heiligung und Verherrlichung des Namens Gottes, zur Ehre seines Reiches, welches kommt, und zum Preise seines Willens, dem Himmel und Erde unterthan sind, insonderheit dienlich sei. Es ist das Einzige, was unsere Liebe dem Herrn erwidern kann für alle seine Wohlthat und Güte, für das Brod des zeitlichen und ewigen Lebens, womit er uns speiset, für die Gnaden der Rechtfertigung, Heiligung und Erlösung, die er zu unserer Seligkeit uns spendet (Sartorius). In ähnlicher Weise führt ein ausgezeichnetster Schriftforscher unseres Jahrhunderts den Gesamttinhalt des Vater-Unsers sehr schön in folgender Weise aus: Alles, was eines Menschen Gemüth erfüllen mag, der zu Gott im Kindesverhältnisse steht, soll

er Gott im Gebet aussprechen. Er wird demüthige Liebe zu Gott tragen, der ihm hat Vater sein wollen, und mit dankbarer Freude dessen gedenken, daß er ein Kind Gottes ist: gleich in dem Namen, mit dem er ihn nennt, geben sich beide Empfindungen kund. Bei solcher Gesinnung liegt ihm denn vor Allem am Herzen, daß Gott die Ehre werde, welche ihm gebührt, und daß die Welt das werde, was sie Gott sein soll: es ist der Ausdruck dieser Herzensstimmung, wie er zu Gott spricht: „dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe“. So denkt er zuerst an das, was Gottes ist, dann erst an sich und das Seine. Er erkennt seine Bedürftigkeit, und daß er sich selber nicht helfen kann, weder am Leibe noch an der Seele, und er vertraut, daß Gott ihm helfen will und kann. Für sein leibliches Leben begehrt er nicht mehr, als daß er jederzeit des Leibes Nothdurft habe; für seine Seele aber thut ihm zweierlei Noth, daß er der Sünde nicht schuldig sei und ihrer nicht schuldig werde. Er bekennt seine Sünde, aber er weiß auch, daß Gott sie ihm vergeben will: darum bittet er um Vergebung. Er ist sich seiner Schwachheit bewußt, und daß ihm das Uebel zur Versuchung werden

kann, aber weiß auch, daß Gott ihn zur Seligkeit befehren will: darum bittet er nicht, daß Gott vor allem Uebel, aber daß er ihn vor solchem Uebel bewahre, das ihm zu einer allzuschweren Anfechtung gereichen möchte. Er würde aber nicht wagen, sich zu Gott der Liebe zu versehen, daß er ihm die Sünde vergebe, wenn er sich nicht der sündenvergebenden, also der eigensuchtlosen Liebe gegen den Nächsten bewußt wäre; und wie er sich eins weiß mit allen denen, welche den Herrn Jesum lieb haben, so ist auch sein Gebet ein Ausdruck seiner Gemeinschaft mit ihnen (v. Hofmann).

Diese Ausführung steht in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem vorhin Gesagten und Angeführten und bestätigt die Richtigkeit des Gedankens: Beten heißt mit, zu, vor Gott sprechen, auch Bitten aussprechen, hat aber den Glauben an den Gott Israels im alten Bunde, den Glauben an den Vater Jesu Christi innerhalb der christlichen Kirche zur nothwendigen Voraussetzung und bringt zunächst Anbetung, Lob und Preis Gottes zum Ausdruck. Nur Bitten, die in dankbarer Kindesgesinnung gethan werden, sind rechte Bitten; nur Bitten, die im Glauben geschehen, sind vor der Eigensucht bewahrt, die selbst bei aufrichtigen Christen sich

nur zu leicht auch in ihr Gebetsleben hineinschleicht und oft die heiligsten Regungen in ihnen verdirbt und vergiftet.

Wesen und Beschaffenheit aller Dinge hängen auf's engste zusammen. Haben wir das Wesen rechten Gebets auch nur annähernd richtig beschrieben, so ist damit zugleich aber über seine Beschaffenheit bereits Wichtigstes ausgesagt. Dessenungeachtet ist doch auch diese Seite der Sache noch sonderlich und näher in's Auge zu fassen, und auf die Frage nach dem Wie? gottgefälligen Betens zu sagen: andächtig, inbrünstig und dringlich, demüthig, bescheiden und bei alledem zuversichtlich sollen wir beten. Wer irgend erfasst hat, was beten heißt, dem bieten diese bestimmteren Bezeichnungen der Beschaffenheit rechten Betens freilich nichts Neues. Aber obgleich im Wesen des Gebets bereits eingeschlossen und enthalten, verdienen sie es doch, ausdrücklich herausgestellt, in ihrer Bedeutung betont, in ihrer Besonderheit bedacht zu werden.

Andächtig also sollen wir beten, d. h. ernst und gesammelten Sinnes Gottes gedenkend, vor

dessen Angesicht wir im Gebet stehen. Das gilt für's Beten im Kämmerlein, wie in der Kirche, für das stille Gebet, wie für das in laut ausgesprochenen Worten. Es versteht sich das allerdings von selbst; dessenungeachtet aber haben wir es uns doch immer wieder vorzuhalten. Sind doch die gefördertsten Christen aller Zeiten — ein Luther voran — wiederholt veranlaßt gewesen, darüber zu klagen, wie leicht sie beim Beten zerstreut worden wären, wie oft versuchliche oder gar lästerliche Einfälle sie in ihren Gebeten gestört und belästigt hätten. Wie weit solche „Einfälle“ auf jene feurigen Pfeile des Bösewichts zurückzuführen sind, von welchen Paulus (Ephes. 6, 16) redet, soll hier nicht untersucht werden. Thatsache aber ist, daß wir störenden Gedanken und Einfällen gerade beim Vater=Unser ganz besonders ausgesetzt sind. Es erklärt sich das aus dem Umstande, daß ein formulirtes Gebet, zumal ein schon so oft im Leben gebetetes, eine gesteigerte Concentration unserer Gedanken auf seinen Inhalt erfordert, wenn nicht beim Sprechen desselben abweichende Vorstellungsreihen über uns Macht gewinnen sollen. In dieser Beziehung macht's keinen Unterschied, ob bloß innerlich, unhörbar oder

laut und vernehmlich gesprochen wird: andächtig soll das Vater=Unser in jedem Falle gesprochen werden. Namentlich die Träger des Amtes in der Kirche sollten die heilige Verpflichtung dazu niemals vergessen. Oft genug wird in dieser Beziehung gefehlt. Nicht selten hört man das Vater=Unser in geradezu verletzender Weise, sei es mit falschem Pathos vortragen oder öfter noch gedankenlos herleiern. Wenn man, darauf angeredet, wie's wohl geschehen ist, das „leiern“ als „hauchen“ zu rechtfertigen versucht hat, so sollte man doch bedacht haben, daß der Herr nicht gesagt hat: wenn ihr betet, so hauchet, sondern — so sprecht.

Aber nicht bloß andächtig sollen wir lobpreisend und dankend Gott anbeten, sondern auch inbrünstig und dringlich ihn bitten. Das Eine ist freilich ohne Weiteres mit dem Anderen gegeben; die Andacht des Gebets bedingt die Inbrunst des Bittens und gebiert sie zugleich. Nichtsdestoweniger ist doch auch ihrer gesondert zu gedenken. Wie nachdrucksvoll hat der Herr gerade diese Eigenschaft rechten Gebets betont: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan (Luc. 11, 9).

Das Gleichniß von dem Manne, der seinen Freund um Mitternacht um ein Darlehn von drei Broden bittet (Luc. 11, 5), noch entschiedener das andere Gleichniß vom ungerechten Richter (Luc. 18) heben gerade diese Beschaffenheit rechten Bittens ganz besonders hervor. Der Herr weiß, warum er so thut; denn er kennt das trozige und verzagte Menschenherz. Der Prophet mag fragen: wer kann es ergründen? (Jerem. 17, 9); der Herr hat es ergründet. Er weiß, wie unsäglich schwer diesem Herzen, eben um seines hochmüthigen Trozes willen, überhaupt das wirkliche, d. h. das brünstige und dringliche Bitten wird. Ansprüche freilich macht dieses Herz, und oft wie ungemessene; manigfache Wünsche erfüllen es und oft wie thörichte; ja auch sie zu verlautbaren vor Gott oder Menschen, läßt es sich herbei. Aber Ansprüche machen oder Wünsche aussprechen, heißt doch wahrlich noch nicht bitten. Dabei lugt vielmehr aus der Tiefe innersten Selbstlebens der Gedanke hervor: willst du meinen Wunsch erfüllen — gut, willst du ihn unerfüllt lassen — auch gut; was mir lieb und angenehm wäre, habe ich dich merken lassen; jetzt thue, was dir beliebt; aber denke nur nicht, daß ich dich groß bitten werde! Eine derartige Herzens-

stimmung bei Wünsche aussprechenden Bittstellern ist nicht bloß Gott, sondern auch Menschen gegenüber, so oft sie auch vorkommt, grundverkehrt und verwerflich und legt zugleich dafür Zeugniß ab, eine wie tiefe Abneigung der natürliche Mensch gegen das Danken hat. Auch um nicht danken zu müssen, will er nicht bitten; denn in beidem sieht er Erniedrigung. Der durch den Glauben Gerechte dagegen bittet willig und bekennt gern: es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und deinem Namen lobsingen, du Höchster, des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen (Ps. 92).

Zu der Inbrunst und der Dringlichkeit rechten Gebets treten die Demuth und die Bescheidenheit, die ihm weiter eignen, durchaus nicht in Widerspruch. Jene gründen sich auf die Treue Gottes und auf die Zuverlässigkeit seiner Verheißung; diese auf die Geschöpflichkeit und Nichtigkeit, Schuldbeladenheit und Unwürdigkeit des bestehenden Menschen. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst? (Ps. 8, 5). In diesem Betracht ist jedes rechte Gebet ein Zöllnergebet. Der stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen

Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig (Luc. 18, 13). Da sind Demuth und Bescheidenheit in Stellung, Geberde und Wort zum vollkommenen Ausdruck gebracht. Demuth bezeichnet die Gesinnung, Bescheidenheit das Verhalten des also Gesinnten. Nur um Gnade fleht er in Demuth, um nichts weiter, als Gnade. In diesem Einen ist ihm Alles enthalten; in Betreff alles Uebrigen, was ihm im Anliegen sein mag, bescheidet er sich. Dabei ist denn auch seine Geberde nicht gleichgiltig, sonst hätte sie der Herr nicht so ausführlich beschrieben. Händefalten, Senken des Hauptes, Kniebengung gehören darum je nach Umständen auch mit zu einem rechten Gebet. Sicherlich kann ein Christ auch auf einem Spaziergange mit seinem Gotte redend beten und es wird ihm da gewiß nicht in den Sinn kommen, das den Begegnenden in seiner äußeren Haltung bemerklich zu machen. Dessenungeachtet aber ist's doch ohne Zweifel ein verkehrter Protestantismus, wenn man alle jene Dinge schlechthin verwirft oder gar, wie manche Sectenleute thun, seiner Verachtung alles Aeußerlichen dadurch einen Ausdruck giebt, daß man im Gottesdienste als Mann den Hut auf dem Kopfe behält

oder mit verchränkten Armen seinem Gotte betend gegenübertritt.

Die Zuversichtlichkeit des Gebets wird jedenfalls durch Demuth und Bescheidenheit im Beten weder gehindert, noch gemindert. Im Gegentheil! In der Demuth wurzelt die Zuversicht, beide haben ihren Zielpunkt in Gott. Denn nicht die bloße Macht Gottes etwa, in welcher er unsere Bitten zu erfüllen vermag, ist Gegenstand und Grund unserer Zuversicht, sondern Gott selbst, unser Vater im Himmel. Seiner heiligen Liebe, seiner Weisheit und Treue stellt darum rechtes Christengebet mit vollster Zuversicht die Erfüllung des Erbetenen in Demuth anheim. Wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten: zutreffender und schöner kann's nicht gesagt werden. Liegt ein ausdrückliches Versprechen, eine bestimmte Verheißung vor, so ist in dem Gebet um das Verheißene ohne Weiteres der Empfang des Zugesagten verbürgt und gegeben. Fehlt's dagegen an einer solchen Verheißung für den einzelnen Fall oder weil sich's um irdische Dinge handelt, — nun, so darf man dessenungeachtet seine Gedanken und Wünsche, seine Befürchtungen und Hoffnungen, seine Absichten und Gelübde kindlich gläubig in des Vaters Schooß

schütten. Daß seine Gedanken nicht unsere, seine Wege nicht die unsern sind, — das weiß man ja auch im Glauben. Wie aber sollte das die Zuversicht zu ihm schwächen, da seine Gedanken höher und seine Wege besser sind, als die unsern? (Jes. 58, 9.)

Wenden wir uns nunmehr dem Gegenstand, rechten Gebets oder der Frage zu: um was sollen wir beten? so ist zunächst zu antworten: um Alles! Nichts ist so hoch und herrlich, so hehr und heilig, daß wir nicht das Recht hätten, es zum Gegenstande unseres Gebets zu machen. Sind wir doch berufen, Erben Gottes und Miterben Christi zu werden (Röm. 8, 17). Und wiederum nichts ist so niedrig und gering, so alltäglich und nichtig, daß wir es nicht als von Gott gewährt zu betrachten, darum, wenn es mangelt, von ihm zu erbitten uns gedrängt fühlen sollten. Einzig und allein was sündig und böse ist, hat keinen Raum im Christengebet. Das zeigt uns deutlich das Vater-Unser. Denn über dieses Gebet hinaus liegt nichts weiter. Die drei ersten Bitten enthalten das Endziel für das Verlangen und Sehnen

nicht nur des einzelnen Herzens, sondern auch der Gesamtschöpfung, ein Sehnen, welchem schon hienieden eine anfangende Erfüllung zu Theil wird. Die übrigen Bitten bewegen sich um diejenigen leiblichen und geistigen Mittel, welche hierzu in dieser Zeitlichkeit uns von Nöthen sind. Das ganze Gebet umschließt die Geschichte des Reiches Gottes zugleich mit der Geschichte des einzelnen Christen (Sartorius).

So wahr das ist, so will doch nicht übersehen sein, daß um rein Zeitliches nur eine Bitte, die vierte, uns bitten lehrt. Denn wenn auch Schuld, Versuchung und Uebel dieser Zeit angehören, und die Befreiung von ihnen darum auch schon hienieden in dankbarer Freude als Glück, Heil und Segen erfahren wird, — so reichen sie doch zugleich, wenn nicht von uns genommen, über die Zeit hinaus und folgen uns in die Ewigkeit nach. Man darf darum sagen: von Ewigkeitsgütern und von Ewigkeitsübeln handeln sechs Bitten; Zeitliches und Leibliches als solches soll darum, wie die eine vierte Bitte uns nahe legt, nur in Unterordnung unter Wichtigeres, was geistlicher Natur ist und der Ewigkeit angehört, unser Anliegen sein. Aber auch in diesem Falle giebt es Gefahren und

Abwege, vor denen zu warnen ist. Auch unser Verlangen nach Ewigkeitsgütern und geistlichem Heil kann krankhaft werden, wie das die Geschichte des Pietismus bis in die Gegenwart sattjam beweist. Ebenso ernst wie milde hat in dieser Beziehung Bischof Martensen über „religiöse Genußsucht“ geurtheilt und als Beispiele für sie insbesondere auf Lavater und Fenelon hingewiesen. Wir versagen es uns nicht, Martensens schöne und lehrreiche Ausführung, die es verdient, weit über den Leserkreis seiner Ethik hinaus bekannt zu werden, in ihrem ganzen Umfange hier folgen zu lassen:

„Wenn wir nicht umhin können,“ schreibt er von Lavater, „ein falsches Trachten nach Zeichen und Wundern, und zwar als Wirkungen des Gebets, an diesem Manne zu tadeln, so vergessen wir doch durchaus nicht das Große, das Unvergessliche und Bleibende seines Zeugnisses und seiner Wirksamkeit. Wir wollen nur einen Abweg bezeichnen, auf welchen er gerieth. Lavater meinte, daß die nämlichen außerordentlichen Gnadengaben, deren die Christen der apostolischen Zeit theilhaftig waren, Erscheinungen des auferstandenen Christus, die Gabe, Wunder zu thun, in Zungen zu reden,

auch uns zu Theil werden müßten, wenn wir nur das Mittel derselben, das Gebet, richtig anwenden. Was Menschen, die vor uns lebten, gekonnt haben, sagt er, das müssen auch wir können. Sein Mangel an rechtem kirchengeschichtlichen Bewußtsein ließ ihn nicht erkennen, daß die Haushaltung Gottes verschiedene Perioden umschließt; und obgleich persönlich, in der edelsten Bedeutung des Wortes, ein Mann des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, bedachte er nicht genug, daß diese drei die vorzüglichsten aller Gnadengaben und dazu bestimmt sind, zu allen Zeiten in der Kirche zu bleiben, während Gott die außerordentlichen Gaben nur in außerordentlichen Zeiten gewährt. Seine Richtung auf Zeichen und Wunder hat ihm nicht ohne Grund den Vorwurf phantastischer Schwärmerei zugezogen. Wir wollen nur an einen Punkt erinnern, welcher für Lavater und seine Freunde die höchste Bedeutung hatte, nämlich ihre Erwartung, daß der Apostel Johannes sich ihnen offenbaren werde. Jenes Wort Christi an Petrus und Johannes (Ev. Joh. 21, 22): „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an?“ wurde nämlich von Lavater irrig dahin verstanden, daß der Apostel Johannes be-

stimmt sei, auf dieser Erde fortzuleben bis zur Wiederkunft des Herrn und demnach auch jetzt noch insgeheim auf Erden lebe. Lavater hoffte auf's Gewisseste, der Herr werde sein heißes Gebet um eine Begegnung mit dem „Apostel der Liebe“ noch erfüllen; und es ist kaum möglich, ein wehmüthiges Lächeln zurückzuhalten, wenn wir sehen, wie dieser lautere, wahrhaft edle Mann auf seinen Spaziergängen bald diesen Vorübergehenden, bald jenen fixirt, ob er nicht möglicherweise den Apostel Johannes in ihm erkennen, ob nicht vielleicht jetzt die Stunde der Erfüllung schlagen werde. Unter mancherlei Formen wiederholte sich bei ihm dasselbe Verlangen nach Zeichen und Wundern, nach seligen Genüssen himmlischer Art. Er litt an einem unauslöschlichen Durste nach „Christuserfahrung“. Seinen Freunden vertraute er insgeheim, daß er das Bedürfniß einer weit größeren Gewißheit empfinde, als die er besitze, um Christus vor seinen Brüdern verherrlichen zu können. Er betete: Christus möge ihm erscheinen, so wie er vormalß dem Saulus erschienen sei auf dem Wege nach Damaskus, oder auch sich offenbaren, wie er sich dem ungläubigen Thomas offenbart habe. Er trug sich ganz zuversichtlich mit dieser Hoffnung und

schrieb an seine Freunde: „Meine grauen Haare werden nicht zu Grabe gehen, bevor ich in einige auserwählte Seelen hineingerufen habe: Er ist weit gewisser, als ich selbst.“ Lavater ließ sich also nicht an der Gemeinschaft genügen, in welcher er mittelst des Wortes und der Sacramente mit dem unsichtbaren Christus stand, auch nicht an dem Zeugniß des Geistes Gottes in seinem Herzen. Er begehrte einer weit realeren, greifbaren, fühlbareren, vernehmlicheren, anschaulicheren Erfahrung von Christo. Manchmal glaubte er schon von dem höchsten Seelengenusse Etwas zu erleben und jubelte dann in paradiesischem Wonnegefühl. Aber diese Augenblicke wechselten wieder mit traurigen und leeren Stunden, wo wir ihn in herzerreißende Klagen ausbrechen hören über das ungestillte Verlangen seiner Seele.

Der Grundirrtum in der Lavaterschen Mystik ist derselbe, wie in aller Mystik, daß er nämlich innerhalb dieses Lebens den vollkommenen Zustand des zukünftigen antecipiren, demselben vorgreifen wollte; daß er schon hienieden, wo wir im Glauben wandeln, nicht im Schauen, jene realere Erfahrung haben wollte, nach welcher er dürstete. Nicht als wollten wir die Möglichkeit solcher Anticipationen

überhaupt ableugnen, wie denn der Apostel Paulus in den dritten Himmel entzückt wurde und unaussprechliche Worte hörte, ohne zu wissen, ob er im Leibe war oder außer dem Leibe (2 Cor. 12, 2 u. 3). Aber die Verirrung besteht darin, daß man auf solche Zustände ausgeht, es darauf anlegt, in ungeduldiger Hast dergleichen sucht, daß man sich mit den ordentlichen und allgemeinen Gnadengaben nicht begnügen will. Wir dürfen also sagen, daß Lavaters Liebe zu Gott in dieser Hinsicht eine zudringliche Liebe war, die sich nicht zufrieden gab mit der großen Hauptversicherung, welche Gott von seiner Liebe ihm, so wie allen den Seinen, in dem rechtfertigenden Glauben erteilte; sich mit den vielen Erweisungen, die Gott ihm in dem Zeugnisse seines Geistes, sowohl zum Trost als zur Mahnung, zu Theil werden ließ, nicht begnügte, auch nicht mit den vielen Zeichen, die ununterbrochen im Laufe der Weltgeschichte, wie in dem gewöhnlichen Gange des Menschenlebens zu Tage treten und die dem gesunden Auge des Geistes als Zeugnisse von der Wahrheit des Evangeliums dienen. Diese zudringliche Liebe, welche mehr verlangt, als Gott geben will, einen Verkehr mit Gott beansprucht, welchen Gott nicht gewähren

will, weil der Mensch zu demselben nicht reif ist, beruht auf einem geheimen, einem unbewußten Ungehorsam, welcher sich Gottes erziehender Gnade nicht unterordnen will, dem Gelüste, vor der Zeit von der göttlichen Zucht emancipirt zu werden. In dieser Schule sollen wir, wie Luther uns wiederholt einschärft, es lernen, festzuhalten am Gebet und an der Erhörung des Gebets, unabhängig von den wechselnden Zuständen, wie sie in unseren Gefühlen und Empfindungen sich fund geben.

Dieselbe falsche Antecipation der Vollkommenheit des zukünftigen Lebens findet sich auch bei Fenelon, indem er das, was er die „reine, uninteressirte Liebe“ nennt, dem Gebetsleben einverleibt. Bei Fenelon tritt sie aber in einer Richtung hervor, welche der des Lavater entgegengesetzt ist. Letzterer begehrt im Gebet einen Seelengenuß, begehrt Zeichen und Wunder, begehrt also für diese Zeitlichkeit von Gott ein Zuviel. Fenelon dagegen begehrt zu wenig, will in's Gebet eine falsche Resignation einführen, ja eine Verzichtleistung sogar auf das Seligkeitsmotiv, um mittelst dieser Resignation schon im gegenwärtigen Leben zu der höchsten, der vollkommenen Vereinigung mit Gott

zu gelangen, was freilich ebenfalls heißen darf, ein Ziel begehren. In ihrer Wurzel hängt Fenelons Lehre von der reinen Liebe mit dem Quietismus zusammen, welcher unter Anderem lehrt, daß die Vollkommenen nur noch die Eine Bitte beten: Dein Wille geschehe! während das ganze Vater-Unser nur von denen gebetet werde, die sich auf der niederen Stufe befinden. In der Lossagung vom ganzen Vater-Unser liegt ein versteckter Hochmuth. Denn so lange der Name Gottes noch auf so mannigfache Weise entheiligt wird; so lange auch in unserem eigenen Herzen die Abgötterei keineswegs in jeder, auch der feinsten Gestalt ausgerottet ist; so lange das Reich Gottes noch nicht in seiner Vollendung gekommen ist, und wir rings umspunnen sind von irdischer Noth, von Versuchung und Sünde und Schuld, — so lange bedürfen wir's auch, das ganze Vater-Unser zu beten. Wer sich einbildet, daß nicht zu bedürfen, muß wähnen, er sei erhaben über Sünde, Schuld und alle Erdennoth. Die Selbsttäuschung des Quietismus zeigt sich auch darin, daß seine Anhänger meinen, durch einen einzelnen, energischen Willensakt, welcher keiner Wiederholung bedürfe, in einen Zustand von Ruhe und Frieden kommen

zu können, welcher durch keinen Kampf mehr gestört werde, — eine Schwärmerei, gegen welche Bossuet mit Recht geltend machte, daß die ungetrübte Liebe nur in dem zukünftigen Leben heimisch sein kann, während in dem diesseitigen die Liebe gar viel durch die Sünde gestört und getrübt wird, und daß daher für einen Christen nichts wichtiger ist, als die Akte des inneren Lebens, auch des Gebetslebens, zu erneuern.

Beide bezeichnete Einseitigkeiten sind falsche Anticipationen der Vollkommenheit des zukünftigen Lebens und sollen uns zur Warnung dienen gegen die Ungeduld, welche schon hienieden ergreifen will, was erst im Jenseits uns soll gegeben werden, und vorzeitig der Schule des Erdenlebens entlaufen möchte. Wir sollen zu Gott nicht beten um etwas, was im gegenwärtigen Zustande der Sündhaftigkeit für uns zuviel wäre, mögen wir dabei an Gesichte und Offenbarungen aus jener Welt oder an die durch keine Kämpfe gestörte, vollkommene Ruhe in Gott, oder überhaupt an außerordentliche Zeichen der Gnade Gottes denken, welche aber nur denen gegeben werden, die nicht darauf ausgehen. Aber auf der anderen Seite sollen wir auch nicht unterlassen, um dasjenige zu Gott zu

beten, was uns Allen das Nothwendigste ist, und dessen wir in diesem Dasein täglich bedürfen. Immer wird es sich zeigen, daß, wenn wir um ein Zuviel beten, wir in anderer Hinsicht zu wenig erbitten, so daß man immer wird fragen dürfen, ob Einer, der z. B. um Gesichte, Erscheinungen, besondere Offenbarungen bittet, es nicht versäumt, aus Grund seines Herzens zu beten: „führe uns nicht in Versuchung!“ — Gottes erziehende Gnade, welche uns gebunden hat an die vom Herrn gestifteten Gnadenmittel, deren wir bis zur letzten Stunde unseres Lebens bedürfen — sie muß uns genug sein. Diese Gnade wird uns mittelst des Gebets, sowohl geistig als leiblich, Alles geben, was wir in dieser Zeitlichkeit bedürfen. Und geben wir uns in Demuth und Gehorsam an dieselbe hin, so wird sie sich uns wieder und wieder bewähren als eine solche, die da mächtig ist, weit über unser Bitten und Verstehen zu geben und zu thun.“

Wir kommen schließlich zur letzten der vier aufgeworfenen Fragen: warum sollen wir beten?

Luther sagt vom Verhältniß der guten Werke zum Glauben: die Gläubigen sind eine neue Creatur, ein neuer Baum; darum gehören alle diese Reden, so im Gesetz gebräuchlich, nicht hierher, als: Ein Gläubiger soll gute Werke thun. Wie nicht recht gesagt wird, die Sonne soll scheinen, ein guter Baum soll gute Früchte bringen, drei und sieben sollen zehn sein. Denn die Sonne soll nicht scheinen, sondern sie thut's ungeheiß von Natur, denn sie ist dazu geschaffen: also ein guter Baum bringt ohne das gute Früchte; drei und sieben sind vorhin zehn, sollen's nicht erst werden. Daß also hier nicht geredet wird, was geschehen oder sein soll, sondern was allbereit jetzt geschieht und ist. Du wollest's denn unterschiedlich also verstehen: Ist's eine Sonne, so soll sie scheinen; bist du gläubig, so mußt du Gutes thun. Dieses ist aber vom gefärbten Glauben und Sonne geredet; vom rechten Glauben und Sonne wäre es lächerlich geredet.

Diese Ausführung Luthers hat auch in Betreff des Gebets der Christen vollgiltige Berechtigung. Ist es doch selbst nicht bloß im verkehrt-römischen Sinne, sondern als nächste Bethätigung des Kindesstandes vor Gott auch echt evangelisch, mit zu

den guten Werken zu rechnen. Wie ein Gläubiger aber überhaupt nicht im Sinne des Gesetzes gute Werke thun soll, sondern sie eben mit innerer Nothwendigkeit frei thut, wie die Sonne, weil sie Sonne ist, scheint, und ein guter Baum gute Früchte bringt — so darf auch die Frage: warum sollen wir beten, im Hinblick auf Christen, die im Glauben stehen, als „lächerlich“ bezeichnet werden. Das Beten ist eben dem, der seines Glaubens lebt, ebenso natürlich und innerlich nothwendig, wie dem leiblich Lebendigen das Athmen. Als Lebenszeichen sind Beten wie Athmen für's leibliche wie für's geistliche Leben zugleich Lebensgrund, freilich nicht im Sinne der ursprünglichen Begründung (wir sind nicht durch Athmen zum Leben gelangt), wohl aber im Sinne dauernder Erhaltung am Leben (wir leben nur, wenn, so lange und weil wir athmen). Für den in lebendigem Glauben stehenden Christen hat darum die Frage, warum sollen wir beten? an sich zunächst persönlich keine Bedeutung, sondern gewinnt sie vorzugsweise erst dadurch, daß jene Frage oft genug im Sinne der Vergeblichkeit und Nutzlosigkeit allen Betens gethan wird. Der alte Kant hat das Bekenntniß nicht gescheut, daß

er sich, falls er beten wollte, vor sich selber schämen müßte. Der als Bekämpfer des Christenthums einst vielgenannte David Strauß rechnet das Gebet zu den von ihm verspotteten „Anleihen beim Jenseits“. Warum sollen wir beten? wenn doch nach der Christen eigenem Bekenntniß der allmächtige Gott die Geschehnisse der Welt wie der Einzelnen leitet, wenn doch die Meinung, auf seinen Willen einwirken, ihn durch Gebet zum Wandel seiner Absichten bewegen zu können, nur thörichte Einbildung ist. Warum sollen wir beten? wenn doch der Lauf des naturgesetzlich geordneten Weltlebens durch unser Bitten nicht geändert werden kann. Warum sollen wir beten? wenn alles Sprechen mit Gott schließlich auf nichts Anderes hinausläuft, als auf ein menschliches Selbstgespräch. Wo solche Fragen überhaupt gethan werden, da wollen sie freilich nur die Behauptung der Thoren bemänteln, die schon zu Davids Zeiten sprachen: es ist kein Gott (Ps. 14). Nichtsdestoweniger werden besonnene Christen sich nicht verhehlen, daß eine Fülle von Räthseln für die Erkenntniß in diesen Fragen beschlossen liegt. Die angeblichen Lösungen dieser Räthsel, die man versucht hat, die Erkenntniß und Verständniß zu wirken

beabsichtigenden Behandlungen der Wunderfrage, des Verhältnisses von göttlichem Wissen und menschlicher Freiheit, von Geist und Natur u. s. w.; im Zusammenhange damit die populären Begründungen der Erhörlichkeit unserer Gebete sind (wer wollte das leugnen?) für ein geschultes Denken vielfach gar wenig befriedigend. Aber werden dadurch die Sachen selbst, um die es sich handelt, irgendwie unsicher und ungewiß? Ist etwa die Wirklichkeit in allen möglichen Gestalten der sinnlichen und geistigen Welt von unserer Erkenntniß und Einsicht in sie irgendwie abhängig oder bedingt? Giebt's einen Vorgang der Ernährung erst, seitdem man die Prozesse des Stoffwechsels in der Ernährung zu erkennen begonnen hat? Muß nicht die Saat, die wir säen, von Alters her im Felde verweilen, wenn sie keimen und Frucht bringen soll, obgleich wir auch heute nicht wissen, wie das geschieht und warum gerade aus dem Tode das Leben sprießt? Doch — genug solcher Fragen! Man könnte sie seitenslang fortsetzen, aber würde auch dadurch nichts weiter erweisen, als daß wir von Räthseln in tausendfacher Gestalt hienieden völlig umspunnen sind. Unserem Wissen sind bestimmte und sehr fühlbare Grenzen gesetzt; aber

unabhängig davon giebt es eine übersinnliche geistige und geistliche Wirklichkeit, die nur im Contact des Glaubens mit ihr für den erkennenden Menscheng Geist erfaßbar wird. Nicht bloß, wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Bergelter sein werde (Hebr. 11, 6), sondern auch, wer im Menschen des vernünftigen, freien, unsterblichen Geistes gewiß werden will, muß glauben, daß er sei, da das Verlangen der Kraft- und Stoff-Gelehrten, man solle ihn mit dem Secirmesser fein säuberlich herauspräpariren, schwerlich jemals erfüllt werden wird. Das *credo ut intelligam*, ich glaube, um zu erkennen, ein recht alter Satz, den noch Schleiermacher seiner christlichen Glaubenslehre zum Motto gesetzt hat, wird durch alle Anmaßung moderner Wissenschaftlichkeit nicht als unwahr erwiesen. Den hohen Geistern aber, die von seiner Wahrheit nichts wissen wollen, ist der Spott Mephistos zu gönnen:

Daran erkenne ich den gelehrten Herrn!
 Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
 Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
 Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
 Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
 Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Und doch wird das Alles trotzdem seine Geltung behalten. Gott, der allmächtige Schöpfer der Welt, und Jesus von Nazareth, der von ihm gesandte ewige Sohn Gottes, — im heiligen Geiste werden sie Anbetung und Verehrung finden in stammelndem Gebet, wie in jubelndem Lobpreis jetzt und in Ewigkeit. So gewiß die Gemeinde Jesu Christi auf Erden von den Pforten der Hölle nicht soll überwältigt werden, so gewiß wird sie Opfer des Gebets Gott dem Vater und ihrem erhöhten Heilande darbringen, bis daß er kommt. Unserem Luther sind die Räthsel der „Welt des Gebets“ wahrlich nicht verborgen gewesen, aber nichtsdestoweniger schreibt er: Hüte dich vor dem tückischen, epikurischen Glauben, da Etliche fürgeben: Was soll ich thun? Was ist beten nütze? Was hilft viel sorgen? Ist's versehen, so muß es geschehen. — Ja, wahr ist's, was versehen ist, das geschieht; aber mir ist nicht befohlen, sondern verboten zu wissen, was versehen ist. Weil ich nun nicht weiß, was versehen ist, so heißt es Gott versuchen, was auf solch' sein Unwissen hinein fährt und verdirbt; mir ist geboten, daß ich wissen soll, was zu thun sei. — Das aber wird an einer anderen Stelle näher so bezeichnet: Rufen mußst

du lernen — und nicht dasitzen bei dir selbst oder liegen auf der Bank, den Kopf hängen und schütteln, und mit deinen Gedanken dich beißen und fressen, sorgen und suchen, wie du los werdest, und nichts anderes ansehen, denn wie übel es dir gehe, wie wehe dir sei, ein wie elender Mensch du seist. Sondern wohlauf, du fauler Schelm, auf die Kniee gefallen, die Hände und Augen gen Himmel erhoben, einen Psalm oder Vater- Unser vorgenommen und deine Noth mit Weinen vor Gott dargelegt, geklagt und angerufen — — — Beten, Nothanzeigen und Händeaufheben sind Gott die allerangenehmsten Opfer. Er begehrt es, er will es haben, daß du sollst deine Noth ihm vorlegen, nicht auf dir lassen liegen und dich selbst damit schleppen, nagen und martern, damit du aus einem Unglück zwei, ja zehn und hundert machest. Er will, daß du sollst zu schwach sein, solche Noth zu tragen und überwinden, auf daß du lernest in ihm stark werden und er in dir gepreiset werde durch seine Stärke. Siehe, da werden Leute daraus, die Christen heißen; sonst nichts, denn eitel Wäscher und Plauderer, die viel vom Glauben und Geist speien, wissen aber nicht, was es sei, oder was sie selbst sagen.

„Gott angenehmste Opfer, die er begehrt, die er haben will,“ werden in der vorstehenden Ausführung der Christen Gebete von Luther genannt. Dieser neue Gesichtspunkt für die Beantwortung der Frage, warum wir beten sollen, begegnet uns, wie sonst häufig, auch in der Erklärung des Schluß=Amen im Vater=Unser: er selbst hat geboten, also zu beten, und verheißt, daß er uns wolle erhören. Letztlich aber ist diese Auffassung wohl in dem Worte Christi begründet: der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.

Damit tritt unsere Frage in eine neue Beleuchtung, die gleichfalls Beachtung in Anspruch nimmt.

Wir gingen aus von der Anschauung Luthers, daß, wie alle guten Werke der Gläubigen, so auch ihr Gebet als innerlich nothwendige, gerade deshalb aber durchaus gesetzesfreie Bethätigungen ihres Glaubens aufgefaßt werden müßten. Davon soll hier nicht das Geringste zurückgenommen werden, wie denn auch Luther selbst durch sein: „Gott hat geboten, also zu beten,“ das Gebet der Christen nicht im Mindesten gesetzlich hat bestimmen wollen. In dieser Beziehung sind seine Ausführungen im großen Katechismus besonders

lehrreich. Gerade das Gebot, zu beten, ist für Luther in seiner Weise Evangelium: denn durch solch' Gebot giebt Gott genugsam zu verstehen, daß er uns nicht von sich stoßen, noch verjagen will, ob wir gleich Sünder sind, sondern vielmehr zu sich ziehen u. s. w. Wir haben darum Luther gewiß nicht gegen uns, wenn wir weiter sagen: wie das neue Leben, zu welchem der Gläubige wiedergeboren ist, ein Geschenk der Gnade, ein von Gott verliehenes Heilsgut ist, so ist's auch jede Form der Bethätigung dieses Lebens. Wie das Kindesverhältniß zu dem Vater im Himmel, in welches wir durch die Taufe versetzt sind, ein kostbares Gut ist, weil es uns das Recht giebt, aller Furcht und in ihr beschlossenen Pein den Abschied zu geben und Abba zu rufen, — so ist auch das Kindesverhalten, die Bethätigung jenes Kindesrechtes in jeder Form, mithin auch in Lobpreis und Bittgebet gleicherweise ein Gut, erfüllt mit Frieden und stillem Sinn, befreit von der Sorgen Last, giebt Kraft des Sieges im Kampfe mit Sünde und Welt und läßt darum die Frage, warum wir beten sollen, gar nicht aufkommen, oder wenn sie doch gethan wird, dem lebendig Gläubigen „lächerlich“ erscheinen. Das

aber ist doch nur eine Seite der Sache. Wie auch sonst überall der Satz Geltung hat, daß Rechte Pflichten begründen, so auch hier. Es steht aber — Gott sei's geklagt — mit unserem Glauben nicht so, daß er immer und unter allen Verhältnissen gleich lebendig und stark wäre und seine herrlichen Rechte in heiliger Pflichtmäßigkeit unausgesetzt frei ausübte. Vielmehr haben alle Christen oft genug Ursache und Grund, mit jenem Manne aus dem Volk (Mark. 9, 17) zum Herrn zu rufen: ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben. Das alte und das neue Wesen, der Geist und das Fleisch sind in den Christenmenschen, so lange wir in dieser Leibesbütte und beschweret sind (1 Corinth. 5, 4), untrennbar mit einander verbunden. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach (Matth. 26, 41); — das ist die Begründung der Mahnung zum Wachen und Beten. Was dem neuen Menschen in uns als Gut und Lust erscheint, empfinden wir nach dem alten Adam als Ungut und Last. Wir müssen uns deshalb zu der Auffassung unseres Christenstandes als Gut und Lust stets wieder auf's Neue wecken lassen, uns selber dazu aufrufen. Dem hat der alte Liederdichter Ausdruck geben wollen, wenn er

dem köstlichen „Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein“ das bedeutsame „Es kostet viel, ein Christ zu sein“ gegenüberstellte. Gott aber will durch sein Gebieten und Verheißten uns nach seiner Gnade dazu verhelfen, in guten Werken, wie in Lobpreis und Bittgebet die Kosten unseres Christenstandes aufzubringen und zu tragen. So tritt denn, was in einer Hinsicht innerlich nothwendig, aus dem Lebensbedürfniß heraus, frei und lustig geschieht, von der anderen Seite betrachtet, unter den Gesichtspunkt des Gebots und der Pflichterfüllung in Selbstüberwindung. Ist's doch auch auf dem Gebiete des leiblichen Lebens nicht anders. Gesunden Menschen ist das tägliche Brod ein werthvolles Gut und die Speisestunde eine Tageszeit, der man mit Freuden entgegenseht. Kranke essen auf des Arztes Gebot mit Selbstüberwindung im Bewußtsein der Pflicht, ihre Widerstandskraft gegen sonst toddrohende Krankheit dadurch zu stärken. Bei Zuständen ähnlicher Art im geistlichen Leben verliert darum die Frage: warum soll ich beten? ganz und gar den Charakter der „Lächerlichkeit“ und gewinnt eine tieferne Bedeutung für die Erhaltung und Bewahrung dieses Lebens. Damit aber ist denn auch die Antwort

auf die letzte der von uns aufgeworfenen Fragen gefunden: wir sollen beten zur Stärkung unseres Glaubens, zur Mehrung unserer Dankbarkeit und Liebe, zur Festigung unserer Hoffnung in der ergebenen Beugung unter Gottes gewaltige Hand — mit einem Worte: wir sollen beten zur Erhaltung und Förderung unseres geistlichen Lebens aus Gott und in Gott.

Damit ist denn aber auch in Betreff des geistlichen Lebens im Gebet, wenn es gesund bleiben soll, wiederum der Ernährung und Pflege des leiblichen Lebens vergleichbar, die pflichtmäßige Nothwendigkeit gegeben, es unter die Regel und Zucht einer bestimmten Lebens- und Nährordnung zu stellen. Evangelisches und römisches Christenthum weisen freilich auch in diesem Stücke bedeutende Unterschiede auf, die den Grundgegensatz von evangelischer Freiheit und römischer Gesetzmäßigkeit auf eigenthümliche Weise spiegeln. Das römische Horenwesen, den Gebrauch des Breviers, vollends jesuitische Gebetserercitien, mag sich auch hier oder dort selbst in evangelischen Kreisen Sympathie für dergleichen regen, wird ein gesundes lutherisch-protestantisches Bewußtsein sicher nicht aufkommen lassen. Dagegen ist Ordnung

im Gebetsleben, Morgen- oder Abend- und Tischgebet in den Häusern, das Lesen eines Schriftabchnittes oder geistlichen Liedes vor dem Einschlafen auch für protestantische Christen Bedürfnis. Fehlt es ein oder das andere Mal an „Aufgelegtheit“ dazu, so giebt die in Freiheit festgestellte Regel eine heilsame Anregung, diesen Mangel als Mangel zu empfinden, an sich selbst zu strafen und an seiner Ueberwindung zu arbeiten. Ohnehin wirken auch in dieser Beziehung Regelmäßigkeit und heilsame Gewöhnung nur segensreich. Mit Absicht sagen wir Gewöhnung, nicht Gewohnheit. Gewohnheit stumpft ab und lähmt schließlich die Empfänglichkeit auf allen Gebieten geistiger und geistlicher Aneignung. Gewohnheitschristenthum ist darum ein werthloses Ding, eine recht unerfreuliche Erscheinung. Dagegen Gewöhnung zum Gebet, Geübtheit darin stärkt das Bedürfnis nach Nahrung für's geistliche Leben und steigert die Fähigkeit ihrer Aneignung zur Fertigkeit darin.

Auch nach dieser Seite hin hat es Luther an treuer Bemühung, seinen Glaubensgenossen die nöthige Anleitung zu geben, von Anfang an nicht fehlen lassen. Die Anweisungen im ersten Anhang zum

Katechismus: „Wie ein Hausvater sein Gesinde soll lehren Morgens und Abends sich segenen“ und: „Wie ein Hausvater sein Gesinde soll lehren das Benedicite und Gratias sprechen“ hatten den Zweck, in den Gemeinden lutherischen Glaubens eine Gebetsordnung als Sitte zu begründen. Leider sind diese Stücke des Katechismus, weil man es gewöhnlich versäumt, sie in den Schulkatechismen mit abzudrucken, in unseren Gemeinden kaum mehr bekannt. Und doch wären sie dessen wohl werth, gekannt, geliebt, geübt zu werden. Wie köstlich ist ihr Inhalt, nicht trotz, sondern wegen ihrer Kürze! Wie prächtig naiv sind auch die ihnen beigegebenen Schlußrathschläge, zum Morgensegnen: „Und alsdann mit Freuden an dein Werk gegangen,“ zum Abendsegnen: „Und alsdann flugs und fröhlich eingeschlafen!“ Uebrigens wird dem Vater-Unser auch in diesem Anhang zum Katechismus der Vorzug vor den eigens für die genannten Zwecke geschriebenen Gebeten eingeräumt, wie es denn in der That dazu angethan ist, zur Befriedung unseres Gebetsbedürfnisses und persönlicher Gebetsfreudigkeit in Schwachheitszeiten gesegnetste Dienste zu leisten. Bietet es uns doch in kürzester Form ein festes Gefüge von Ewigkeitsgedanken, fähig,

schlafende Gewissen zu wecken und selbst stumpfe, in's Irdische versunkene Gemüther zu ergreifen. An ihnen vermögen sich wohl auch die eigenen Gedanken der Väter zum Vaterherzen Gottes hinaufzuranken. Jedenfalls, je besser wir das Vater-Unser nach seinem übrigens unerschöpflichen Inhalte verstehen, um so mehr wird es in uns zu einem Quell eigener Gebetsandacht in allen Angelegenheiten des himmlischen wie des irdischen Lebens.

Einen Beitrag zum Verständniß des Vater-Unsers zu geben, ist die Absicht und der Wunsch unserer Betrachtungen. Dabei ist das Bemühen ebenso auf das Herrngebet selbst, wie auf Luthers Erklärungen gerichtet. Daß diese in den vorhandenen Auslegungen älterer oder neuerer Zeit die gebührende geschichtliche Würdigung gefunden hätten, wird schwerlich behauptet werden können. Wohl wogt gerade in unseren Tagen ein lebhafter Streit um den echten, wahren Luther. Aber fast möchte man sich versucht fühlen, die Warnung des Herrn: „so Jemand zu euch wird sagen: Siehe, hie ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben“ (Matth. 24, 23), auch auf Luther anwendbar zu finden. Wenigstens

aus der Katechismuserklärung von 1529 hat man es wenig verstanden, den Luther herauszuhören, wie er damals dachte, fühlte und Fragen des Glaubens und der Kirche im Lichte des Vater=Unfers beurtheilte. Vorzugsweise wie abstracte Lehrsätze hat man seine unter bestimmten geschichtlichen Verhältnissen aus der Tiefe persönlichen Glaubens hervorquellenden Erklärungen verarbeitet. Eine historisch=psychologische Behandlung derselben ist darum in der Menge von schriftstellerischen Erörterungen des Vater=Unfers in Predigten, Auslegungen u. s. w. kaum anzutreffen. Den Versuch zu einer solchen Behandlung zu machen, haben wir in Absicht. Möchte seine Ausführung durch Mangel an Zeit nicht verhindert werden. Möchte der Segen des Herrn unseren für den Druck zu erweiternden und umzuarbeitenden Betrachtungen ebenso zu Theil werden, wie er den Vorträgen vor der Gemeinde nicht gefehlt hat, die ihnen zu Grunde liegen.
